

ERIK BRANDT-HÖGE

Flamingo star

ROMAN

DROEMER*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Originalausgabe Juli 2015
Droemer Taschenbuch
© 2015 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH
Coverabbildung: Carla Brno / bobsairport
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30449-5

2 4 5 3 1

Für Lisa

Wenn jemand fragt,
wofür du stehst, sag für Amore.

Aus »Bologna« von Wanda

1

Schwarz. Alles schwarz. Der Himmel, die Häuser, das Wasser weit unter mir, meine Hände, die ich jetzt dicht vor meine Augen halte, um zu sehen, ob sie zittern: schwarz. Die ersten Lichter sehe ich nur mit Mühe, dort hinten, wo der Fernsehturm Leuchtsignale über der Stadt verteilt. Wie Blitze schießen sie mir in die Augen, den Kopf, den Körper. Ich zucke zusammen, habe Angst, hier oben auf der Brücke, mit beiden Händen nun das eisige Geländer umfassend, die Arme ausgestreckt, mich weggestreckt von all dem Schwarz.

Ich nehme einen Schluck aus der halbleeren Flasche, blicke mich um, immer wieder, aber hier ist niemand, hier ist nur schwarze Stille.

Ich trinke weiter. Die Erinnerungen kommen zurück. Die Bilder. Endlosschleife. Ganze Filme spielen sich ab, wieder und wieder. Ich will, aber ich kann sie nicht stoppen. Sommerfilme. Ausflugsfilme. Filme von Wanderungen. Mit Mama und Vater, alles ganz scharf, und alles, als würde es noch mal und direkt vor mir passieren. Ich sehe, wie sich die schwarzen Flächen zu einer bunten Leinwand formieren.

Ich war fünf, als wir das erste Mal gemeinsam wandern waren. Vaters Idee. Im Gegensatz zu Mama, die es an freien Sommertagen liebte, sich hinter der Villa in den

Garten zu legen, zu lesen, zu dösen, einzuschlafen, einfach faul zu sein, hatte Vater etwas gegen »diese Müdigkeit«, wie er das nannte, was er bei Mama beobachtete und was er auch bei mir bemerkte, denn ich lag gerne neben Mamas Liege im Gras, spielte an ihren herabbauenden Händen, legte meine Finger um ihre, träumte mit.

Vater aber wollte nicht träumen. Er wollte »noch etwas schaffen«, und wenn er Mama und mich dort liegen sah, meinte er immer: »Und ihr solltet das auch.« Vater konnte nicht anders. Er konnte nicht nichts tun. Und wenn er schon nicht auf Dienstreise, im Gericht oder Büro war, sondern mit Mama und mir draußen, musste er dort zumindest irgendetwas leisten. Und Leistung draußen, das hieß für Vater vor allem eines: wandern.

Mama und ich stöhnten, wenn Vater wieder mit seinem Wanderführer vor unseren Nasen herumwedelte. Das alte Ding mit den vergilbten Seiten, den ausgefranst Ecken, den Schwarzweißfotografien von Trampelpfaden, die alle gleich aussahen, jedenfalls kam es mir so vor, und das nicht nur auf dem Papier, dieses Büchlein aus einer anderen Zeit und Welt war ihm irgendwie wichtig. Es war sein Plan. Ein Plan für die Momente, in denen er eigentlich gar keinen Plan brauchte, so wie Mama und ich keinen brauchten, einfach nur müde herumlagen, an nichts dachten und es genossen, wenn die Sonnenstrahlen uns wärmten.

Dann redete Vater so lange auf Mama und mich ein, bis wir mit ihm ins Auto stiegen und irgendwo hinführen, wo es laut Wanderführer besonders schön war. Zusammen fuhren wir raus aus Berlin und nach Branden-

burg. In die Sächsische Schweiz. In den Harz. Ins Erzgebirge. Kein Weg war Vater zu weit, wenn er uns nur dorthin führte, wo laut Katalog jeder Mensch einmal gewesen sein musste.

Und wenn wir da waren, angekommen im angeblichen Wanderparadies, stapfte Vater sofort drauflos. Schnelle, lange Schritte. Immer vorne weg. Mama und ich mussten zusehen, dass wir hinter ihm herkamen, dass wir mithielten bei seinem Tempo. Vater nahm uns kaum wahr, wenn er die vorgeschriebenen Wege entlangastete Richtung Wanderziel, das immer ein Gipfel, ein See oder einfach nur der Startpunkt der Wanderung war.

Wenn es mir gelang, auf einer Höhe mit Vater zu gehen, versuchte ich, seine Hand zu nehmen. Ich griff danach, wie ich nach Mamas Hand griff, wenn wir zusammen unterwegs waren. Mama ging mit mir Hand in Hand. Aber wenn ich nach Vaters Hand fasste, zog er sie weg. Steckte sie in die Jacken- oder Hosentasche. Suchte nach irgendetwas und war es nur ein Taschentuch, mit dem er sich schnell die Nase putzen konnte, wenn das auch nicht nötig war. Vater ließ mich ins Leere greifen. Tat so, als hätte er meine Hand gar nicht bemerkt, und ging noch einen Schritt schneller, »Los jetzt, wir haben noch einiges vor«, trieb er uns an, ohne sich dabei umzudrehen.

Ich sah dann rüber zu Mama, die mir ein Lächeln schenkte. Sie lächelte Vaters Abweisung einfach weg. Kam zu mir, streichelte mir über den Kopf und gab mir ihre Hand zum Weiterwandern.

Das sehe ich jetzt im Schwarz: Vater zieht alleine davon, ruft weiter Sätze wie »Kommt endlich!« und »Nicht schlappmachen!«, eine Hand in der Tasche, die andere den Wanderplan haltend, und als ich genauer hinsehe, ist da doch niemand mehr, niemand, nicht Vater, nicht Mama, nur noch Dunkelheit.

Ich lockere die Arme. Mit den Fingerspitzen fahre ich über die rauhe Oberfläche der Metallstangen, immer wieder, bis sie sich gar nicht mehr kalt anfühlen. Ich gehe in die Hocke, sehe durch die Lücken zwischen den Stangen. Schwarz und schwarz und schwarz und schwarz. Die Flasche fällt um und durch eine der Lücken von der Brücke. Leise höre ich sie auf dem Wasser aufschlagen. Ich atme schnell, richte mich wieder auf. Lege eine Hand flach auf die Längsstange, die andere darauf. Presse die eine fest auf die andere. Strecke die Arme wieder durch, spanne mich an. Langsam drücke ich mich hoch. Ich werde ganz leicht. Spüre den Boden unter den Füßen nicht mehr. Bin schon in der Luft und sehe nach unten. Das bisschen Mond, das die Wolken hergeben, blitzt in der Tiefe.

2

Vier Monate zuvor

Ich kann nicht glauben, dass er das sagt. Zusehen solle ich, sagt er, mit der Zeitung vor dem Gesicht und dem Mund voll mit Kaffee und Croissant, zusehen, dass ich vorankomme. Er vermisse den Biss. Ich solle mir ein Beispiel nehmen an ihm.

Ich sage zu all dem nichts. Nicht, weil ich über den Biss nachdenke oder über irgendetwas, das Vater sagt. Ich schweige, weil das alles so klingt, jetzt, beim Frühstück an diesem wolkenlosen Morgen, an dem weißgelbes Licht das Esszimmer flutet und vor der Villa der Springbrunnen feine Wasserbogen in den Teich plätschert, weil in diesem Moment Vaters Worte klingen, als wäre es selbstverständlich, sich danach zu richten. Genau das will ich nicht.

Ich sehe aus dem Fenster. Ab und zu schwenkt mein Blick zu Frau Wehmann, die neben der Wanduhr steht und wie immer zur Essenszeit wartet, dass sie irgendetwas tun kann, dass Vater ihr irgendetwas aufträgt, und die, wenn Vater mal nichts sagt, doch immer etwas findet, das rund um den Tisch noch getan werden kann. Jeden meiner Blicke erwidert Frau Wehmann mit einem Lächeln. Mit Verständnis. Frau Wehmann versteht mich wirklich. Sie weiß, was ich von Vaters Ansagen halte. Wie es mir damit geht. Wie sehr mir Mama fehlt.

»Ich bin am Wochenende nicht da«, sage ich zu Vater,

und der sagt: »Aha.« Mehr nicht. Seine Art mir zu zeigen, was er davon hält, vom Wegsein übers Wochenende, nämlich nichts, und in Vaters »Aha« steckt noch mehr als die bloße Kritik an meinen Plänen. Vater will wissen, was ich mir dabei denke. Das will er immer, wenn er nur »Aha« sagt. Vaters »Aha« ist seine Kurzform für: »Was soll das, Justus?«

Und ich tue ihm den Gefallen. Ich antworte: »Ich darf zwei Abende im *Flamingo* spielen, das ist gut, sehr gut, das muss ich machen.«

»Musst du also.«

»Muss ich wirklich, die haben mir das angeboten, von sich aus, das machen die so schnell nicht wieder, ich hab lange auf so was gewartet, das ist wichtig.«

»Wichtig wofür?«

»Für ...«

»... deine Zukunft? Deine Klavierspielerzukunft? Dein Rumlungern in billigen Kneipen? Wach endlich auf, Justus!«

»Kann ich euch noch was bringen?«, fragt Frau Wehmann freundlich dazwischen, wohl weniger, weil sie uns tatsächlich noch etwas auftischen möchte, als um uns zu beruhigen. Um zu schlichten, solange es noch etwas zu schlichten gibt.

Ich lächle ihr zu, »danke«, sage ich, und Frau Wehmann lächelt zurück.

»Jedenfalls bleibst du am Wochenende hier«, sagt Vater, »du kannst mir helfen, im Büro, da ist einiges liegengeblieben.«

»Was?«

»Ich zahle natürlich.«

»Nicht dein Ernst«, sage ich und das jetzt schon lauter, schon etwas wütend, denn das, was Vater da sagt, kann ich nicht fassen.

In aller Ruhe blättert er weiter in der Zeitung. Dahinter höre ich ihn ins Croissant beißen und das Kaffeeporzellan klirren. Ich warte auf eine Antwort, aber Vater sagt nichts.

»Das ist doch Scheiße!«, sage ich.

»Ach, Justus ...«, sagt Vater und lehnt sich mit der Zeitung ein Stück weit zurück.

»Was, ach Justus?«

»Ich frage mich«, sagt Vater, beißt noch einmal hörbar in den blättrigen Teig und spricht mit vollem Mund weiter, »ich frage mich, wann du endlich vorhast, erwachsen zu werden. Wann du endlich was Sinnvolles tust.«

»Ich glaub, ich spinne!«, rufe ich über den Tisch in die Zeitung, diese hauchdünne, schwarz-weiße Wand zwischen uns, die Vater weiter hochhält und über die ich mich immer mehr ärgere, auch weil ich mir sicher bin, dass Vater darin kein Wort liest.

»Ich hole mal frischen Kaffee«, sagt Frau Wehmann und klingt jetzt schon ernsthaft besorgt, »sonst noch etwas aus der Küche? Rührei ist noch da, Brötchen gibt es noch, und ...«

»Wenn du glaubst«, unterbricht Vater sie, nimmt die Zeitung endlich runter und grinst mich künstlich-freundlich an, »wenn du glaubst, dass du hier tun und lassen kannst, was du willst, dann liegst du falsch, Justus.«

»Was hab ich denn gemacht?«

»Nichts, Justus, das ist es ja, nichts, gar nichts hast du

gemacht. Zum Beispiel hast du dich immer noch nicht eingeschrieben.«

Einen Moment lang herrscht Stille. Nur das Plätschern von draußen ist durch ein geöffnetes Fenster zu hören. Ansonsten: unangenehme, lange Ruhe. Frau Wehmann geht Richtung Küche, und ich bin sicher, sie hofft, dass, wenn sie zurückkommt, Vater und ich uns schon besser verstehen, aber genau das wird nicht passieren, ganz bestimmt nicht, denke ich, auch weil ich gar keine Lust habe, mich mit Vater zu verstehen, nicht wenn er weiter so gegen mich ist, gegen meine Pläne, die Musik, das *Flamingo*, einfach gegen alles, was mich ein kleines bisschen glücklich macht. Ich will Vater nicht, wie er jetzt ist.

Ich sage weiter nichts. Ich warte auf Vater, warte, dass er was sagt, und beschließe, ihn dann einfach reden zu lassen, ihn mir seine Meinung noch mal groß und breit sagen zu lassen. Ihn machen zu lassen. Keine Energie mehr an ihn zu verschwenden. Mich nicht mehr an Vater abzurackern. Jetzt erstmal ruhig bleiben, denke ich, das ist jetzt das Beste, mehr kann ich nicht tun, bloß nicht noch mal vom *Flamingo* anfangen, das geht nicht gut, das kann nicht gutgehen, das macht jetzt keinen Sinn.

Vater faltet die Zeitung zusammen, legt sie neben seinen Teller auf den Tisch. Er trinkt noch einen letzten Schluck, drückt sich langsam aus seinem Stuhl, steht auf, geht in meinem Rücken auf und ab.

»Überleg's dir«, sagt er und klopft mir dabei zweimal auf die Schulter.

»Mann!«, schreie ich auf, drehe mich ruckartig um und stoße mit der Stuhllehne so heftig gegen den Tisch,

dass meine Kaffeetasse umfliegt. Die heiße, braune Brühe verteilt sich zwischen dem restlichen Geschirr.

Frau Wehmann eilt mit einem Tuch herbei, stellt mit einer Hand die Tasse wieder auf und legt mir die andere kurz auf die Schulter, aber ich beruhige mich nicht.

»Scheiße!«, schreie ich wieder, dass Frau Wehmann zusammenzuckt, »Scheiße, Vater, lass endlich diese Scheiße«, aber es bringt nichts, Vater gibt nicht nach, kein bisschen.

Stattdessen wird auch er lauter: »Ein Studium ist wichtig. Jura wäre gut für dich.«

»Du hast sie echt nicht mehr alle«, sage ich, stehe auf und gehe mit schnellen Schritten zur Tür, als Vater noch mal ausholt: »Mama wollte das auch.«

Wieder Bilder. Ich erinnere mich.

Ich kämpfte mit den Tränen. Meine Hände zitterten, als ich von den Zetteln ablas, was ich über Mama aufgeschrieben hatte. Wie toll sie war. Wie groß ihr Herz war. Wie umwerfend schön sie unsere Welt gemacht hatte und wie sie jeden Tag versucht hatte, sie noch schöner zu machen. Wie leer alles und wir ohne sie waren.

Um mich herum weinte und schniefte die Trauergemeinde, einige fassten sich an den Händen, stützten einander. Und Vater? Vater stand da und rührte sich nicht. Er verzog keine Miene, sagte kein Wort. Sein Blick fiel in die tiefe, schwarze Grube. Zentimeter für Zentimeter glitten die dicken Sargseile durch die Hände von sechs älteren Männern mit Zylindern, quälend langsam ging das, bis Mama ganz unten angekommen war. Als die Kiste nicht mehr zu sehen war, sah Vater über das Grab

hinweg, scheinbar über die gesamte Gräberlandschaft und die Hecke, die den Friedhof umrahmte, die dicken Eichen an der Straße und die ersten Häuserdächer, immer weiter und über alles hinweg, ins Nichts. Vaters Blick war ziellos. Still und versteinert hing er in seinen schwarzen Klamotten, die Krawatte schief, das Hemd teils aus der Hose. Er stand da und ließ passieren, was passieren musste. Regungslos. Teilnahmslos. Nur seine Finger bewegten sich, zupften an den Blütenblättern der weißen Rose, die er in einer Hand hielt und die noch zur Hälfte mit knisterndem, durchsichtigem Plastik bedeckt war, lieblos verpackt, wie ich Blumen nur aus den Regalen von Tankstellen und Raststätten kannte. Vater zupfte die Blütenblätter einfach ab, eins nach dem anderen, und wenn ich zu ihm rübersah, bekam ich Angst, dass es am Ende für Mama keine Blüte mehr gab.

Und jetzt das: »Deine Mutter wollte, dass du studierst. Sie hat sich das sehr gewünscht.«

»Nein!«, sage ich, während ich mich wieder zu Vater umdrehe. »Nie, nie, nie hätte sie das gewollt.«

»Sie wollte, dass du eines Tages in meiner Kanzlei ...«

»... einen Scheiß wollte sie.«

»Jura sollst du studieren, das hat sie gesagt. Du sollst die Kanzlei übernehmen. Ach, Justus, wenn du wüsstest ...«

»... was denn? Wenn ich was wüsste?«

»Wenn du wüsstest, worüber deine Mutter und ich gesprochen haben.«

»Ich weiß nur, worüber Mama und *ich* gesprochen haben, nämlich über deinen Scheißjob und dass du al-

les kaputt machst damit, weil du immer nur im Büro bist.«

Vater stockt. Er geht zum Fenster, fährt sich mit einer Hand durch die Haare und noch mal. Unruhig wirkt er jetzt, fast unsicher, sagt schließlich nur: »Ich war da.«

»Ja, bei der Arbeit, jeden Tag, jeden Scheißtag, Vater.«

»Du begreifst es nicht, Justus, du begreifst es einfach nicht.«

»Wenn hier einer was nicht begreift, dann ...«

»... Schluss jetzt! Mach endlich was! Los! Geh zur Uni!«

»Hättest du gerne, oder? Wenn ich das jetzt einfach mal machen würde: zur Uni gehen und Jura studieren. Das wär's, oder? Aber weißt du was? Mach ich nicht! Vergiss es! Ich bin nicht da, um dir zu gefallen.«

»Denk an Mama.«

»Mama hätte gewollt, dass ich glücklich bin.«

»Zu jedem Glück gehört Sicherheit. Du willst ein schönes Leben? Dann brauchst du Geld, und das liegt nicht in dreckigen Nachtclubs.«

»Arschloch«, sage ich leise und verlasse den Raum, während Vater mir mahnend nachruft: »Wie gesagt, Justus: Überleg's dir gut.«

3

Ein schleichender Blues schwappt über den gelbbraun verbrannten Rasen in Herrn Sommers Garten, als ich an der Zaunpforte ankomme. Herr Sommer spielt am Flügel eine Basslinie und improvisiert, summt und singt dazu, »dab-da-da-dab-da«, ich höre ihn bis hier vorne und sehe durch die weit geöffnete Schiebetür an der Fensterfont, wie der kleine dicke Mann auf seinem Hocker im Takt wippt, und ich muss schmunzeln, wenn der rundliche Körper vor dem Flügel wie das Pendel eines Metronoms hin und her schlägt.

Ich hebe das morsche Holz der Pforte, es schlurft über die trockene Erde, die zwischen Schotterstraße und Gras frei liegt. Hier, am Rand der Stadt, ist der Sommer noch mehr zu spüren, denke ich. Hier ist der wolkenlos blaue Himmel noch blauer, die Sonne noch stärker, noch wärmer.

Ich gehe über den Rasen, die dünnen, zerbrechlichen Halme, bis vor die Schiebetür. Ich will warten, bis Herr Sommer nicht mehr spielt. Nur wartet Herr Sommer nicht mit.

»Komm rein, mein Junge«, ruft er mir zu, während seine rechte Hand über die Tasten flitzt, »du musst doch da nicht in der Hitze stehen, komm rein, hier ist es schön kühl, sollst mal sehen!«

Im Haus ist es tatsächlich sehr luftig. Zwei Ventilato-

ren stehen auf mannshohen Stangen links und rechts vom Flügel. Der gemachte Wind weht durch Herrn Sommers Wohnzimmer, dass ihm die paar grauen Haare, die er noch hat, zu allen Seiten abstehen. Langsam lässt er sein Spiel ausklingen, der Bass wird leiser, und mit der rechten Hand fährt sich Herr Sommer schon über den fast kahlen Kopf.

»Weißt du, was das war?«, fragt er und sieht dabei an mir vorbei in den Garten.

»Blues?«

»Blues ...«, sagt Herr Sommer und schüttelt müde lächelnd den Kopf, »Blues ist das schon lange nicht mehr. Und das da eben, das war wirklich alles, aber kein Blues. Das war lahm. Ich werde alt, mein Junge, das ist wohl einfach so, da muss ich jetzt durch.«

»Sie werden doch nicht alt«, sage ich und setze einen strengen Blick auf.

»Ach, Jussi, wenn schon lügen, dann richtig, was!«
Wir lachen.

»Wie geht es deinem Vater?«, fragt er, und ich weise ihn darauf hin: »Sie lenken ab.«

»Stimmt«, lacht Herr Sommer einfach weiter.

Ich nehme mir einen der alten Polsterstühle, die weiter hinten im Zimmer um einen kleinen runden Tisch herumstehen, stelle ihn neben Herrn Sommers Hocker und ziehe mein Aufgabenheft aus dem Rucksack.

»Er ist nicht gerade begeistert«, sage ich.

»Nicht begeistert wovon?«

»Von meinen Auftritten im *Flamingo*.«

»Du trittst im *Flamingo* auf? Stimmt das wirklich?«

Herr Sommer ist plötzlich ganz aufgeregt, steht auf

und klatscht in die Hände, setzt sich wieder hin und steht schon wieder auf.

»Kaffee?«, fragt er.

»Gerne.«

Es quietscht, als Herr Sommer das rostige Buffet öffnet und zwei Tassen samt Untertassen aus den oberen Fächern nimmt.

Er stellt sie auf den kleinen Tisch neben den Flügel, drückt das rote Knöpfchen auf der Thermoskanne, die immer neben seinem Hocker steht. Der Dampf verweht schnell, als er uns beiden eingießt.

»Das sind tolle Neuigkeiten, mein Junge.«

»Vater sieht das leider anders«, sage ich.

»Was meinst du denn mit anders?«

»Er ist dagegen.«

Herr Sommer nickt.

»Sagen Sie jetzt nicht, Sie können das verstehen.«

Herr Sommer spitzt die Lippen, fährt sich erneut über den Kopf. »Zumindest versuche ich es.«

Ich gebe ihm das Aufgabenheft.

»Ich glaube«, sagt er, »dein Vater macht sich Sorgen. Weil er nicht weiß, was Musik alles kann. Dass sie vielleicht mehr kann als ein sicherer Job.«

Ich sehe auf den Boden, die dunklen Perserteppiche mit den weißen Fransen, die rissigen Dielen. »Er könnte ja auch einfach mal stolz sein.«

»Gib ihm etwas Zeit. Er ist in einer schweren Phase.«

»Er ist gerade voll das Arsch.«

»Aber nein. Er ahnt nur, wie gut du bist und dass du es schaffen kannst. Er will dich einfach nicht verlieren. Nicht auch noch dich.«

»Erst gestern meinte er wieder, ich solle irgendeinen Büroscheiß für ihn machen. Er würde auch zahlen.«

»Siehst du: Er will dich bei sich haben. Er braucht dich jetzt.«

»Könnte auch einfach zu meinen Auftritten kommen.«

»Und dabei zusehen, wie du dich langsam, aber sicher in die große weite Welt verabschiedest?«

»Wie ich meine Lieder spiele.«

Wir nippen an unseren Tassen. Das dünne Porzellan ist so heiß geworden, dass es an den Lippen brennt. Herr Sommer lächelt milde, als er seine Tasse zurück auf den Tisch stellt. Er blättert im Heft, Seite für Seite nach vorne, bis er bei den Aufgaben angelangt ist, die er mir beim letzten Mal gegeben hat. Er kneift die Augen zusammen, um seine eigene Schrift zu entziffern.

»Vielleicht werden Sie wirklich alt«, sage ich und grinse.

»Vielleicht«, sagt Herr Sommer und grinst auch.